Der Bazar.

Berliner illustrirte Damen-Zeitung.

Nr. 23. Monatlich erscheinen vier Nummern. **Berlin, 15. Juni 1859.** Preis: Vierteljährlich 20 Silbergr. **XIII. Band.**

Ein Königssohn
oder
der letzte Stuart.

Von J. F. Smith.

(Fortsetzung.)

24. Capitel.

Werft aus das Netz fein still und leise,
Verfahrt mit Bedacht!

Bitter getäuscht verließ der vorgebliche Priester den Saal an der Spitze der unschuldigen Mädchen, welche seine verbrecherischen Absichten ohne ihr Wissen unterstützt hatten. An der Thür des Hauses jedoch ward er verhaftet von einer Abtheilung Hochländer und in einen entfernten Theil des Hauses geführt, wo Crawford, die Lairds Hinton und Lindsay ihn erwarteten.

Ein unwillkürlicher Schauer rieselte durch seine Glieder, als er die finstern Gesichter der Schotten erblickte. Er fühlte, daß er entdeckt sei, daß seine Tage gezählt seien, suchte aber trotzdem seine Fassung möglichst zu bewahren.

„Warum ward ich aufgehalten, Gentlemen?" fragte er mit ruhig mildem Ausdruck.

„Nur, um uns eine Frage zu beantworten," erwiederte Crawford.

„Eine Frage?" wiederholte der Verhaftete, indem ein Schimmer von Hoffnung in seiner Seele auftauchte.

„Ja. Was verdient Derjenige, der Fürsten vergiftet? Ihr antwortet nicht. — Soll ich für Euch antworten? den Tod — schmachvollen Tod. Elender —" fügte Crawford hinzu — „was konnte Euch bewegen zu dem Verbrechen, welches, wenn es zur Ausführung kam, Schande und Unehre über Schottland gebracht hätte?"

„Ich bin unschuldig!" antwortete der Priester. „Führt mich vor Seine Hoheit. Ich schwöre, ich bin unschuldig. Nichts als Wein war in dem Becher — Ihr Alle saht, wie ich ihn füllte."

„Wer sprach denn von einem Becher?" fragte Laird Hinton. „Euere Furcht verräth Euch."

Jetzt trat Saunders ein mit zwei schottischen Dienern, deren Einer ein Tablet trug mit dem Becher und zwei gewöhnlichen Gläsern. Das eine derselben enthielt Wein, das andere eine dunkelgrünliche Flüssigkeit, welche einen widerlich starken Geruch von sich gab.

„Nun," fragte Crawford den eintretenden Arzt, „was ist das Ergebniß der Analyse?"

„Gift," antwortete der Gefragte. „Der Inhalt des Bechers erscheint hier in diesen zwei Gläsern gesondert. — Ihr seht, eine starke Auflösung von Aconit ist unter den Wein gemischt, oder vorher schon in den Becher gegossen worden. Ich ahnte schon, von welcher Art das Getränk sei, aus seiner Wirkung auf das Silber. Seht nur, wie der Becher befleckt ist."

„Ist kein Irthum möglich?" fragte der Laird Lindsay.

„Von meiner Seite keiner," antwortete Saunders tief aufseufzend. „Ich habe die Gifte früher zum besondern Gegenstand meines Studiums gemacht; so viel ist gewiß, die Hälfte dieses Trankes hätte den, der ihn genoß, ins Grab befördert."

„Ihr hört also — . . ." sprach Laird Hinton zu dem Gefangenen.

„Gnade! Gnade!" rief jetzt der Elende, kaum mehr im Stande, sich aufrecht zu halten. „Versprecht mir, mein Leben nicht anzutasten, und ich will Alles bekennen."

„Wir brauchen kein Bekenntniß!" antwortete Crawford, „wir kennen des Namen des Bösewichts, der in Euch ein williges Werkzeug des Verbrechens fand — Alick Campbell!"

„Er ist's! Er ist's!" rief händeringend der Gefangene.

„Fort mit ihm! Der Henker ist's allein, der noch mit ihm zu schaffen hat, ich habe schon mit ihm gesprochen — Galgen und Strick sind bereit."

„Laird Hinton — Gnade!" flehte der Unglückselige. „Ich bin auf Eueren Gütern geboren. Gnade!"

„War das ein Grund, den Prinzen zu vergiften?" fragte der Angeredete kalt.

„Ich will Alles bekennen!"

„Fort mit ihm!"

Die Hochländer, eben so eifrig wie ihre Chefs die Bestrafung des Elenden wünschend, hatten ihn endlich, seines Sträubens ungeachtet, bis zur Thüre geschleppt; da, in seiner Todesangst versuchte er noch ein Rettungsmittel; er erbot sich, die Schotten an den Ort zu führen, wo sie sich der Person Alick Campbell's bemächtigen könnten.

„Schont mein Leben," fügte er hinzu, „und ich will Euch zu seinem Schlupfwinkel führen, ich will ihn gänzlich Eurer Macht überliefern. Ich bin arm und der Bösewicht bestach mich durch Gold — durch sein verfluchtes Gold! Ich fordere nichts weiter als das Leben — laßt mich leben, wenn auch nur im Kerker. Ich bin nicht vorbereitet zum Tode — ich kann nicht sterben!"

Die Chefs hielten Rath untereinander, ob der Vorschlag des Verbrechers anzunehmen sei oder nicht. Furchtbar war die Todesangst desselben während der wenigen Minuten der Besprechung, welche über den Rest seines elenden Lebens ent-

Heftig stieß der König die Karten fort, daß die Goldstücke auf dem Tische klingend davonrollten, und richtete einen finstern, strengen Blick auf den Eindringling 2c. (Seite 175.)

scheiden sollte, und große Schweißtropfen rannen von seiner gefurchten Stirn.

„Mir liegt mehr daran, das Haupt, als die Hand zu treffen," bemerkte Hinton. „Alick Campbell ist ein Feind, den ich gern aus dem Wege des Prinzen entfernt sehen möchte. Die Schlange kommt ihm nicht an List, der Tiger nicht an Wildheit gleich."

Die übrigen Hochländer stimmten dieser Ansicht bei, und so ward der Befehl zur Hinrichtung des Verbrechers zurückgenommen.

„Ihr wollt uns also an den Ort führen, wo wir mit Alick Campbell zusammentreffen, Ihr wollt's um den Preis Eures elenden Lebens?" fragte Lindsay.

„Ja, ja —" antwortete der Gefangene mit freudiger Bereitwilligkeit. „Ich weiß wo er zu finden ist."

„Ist der Ort in der Nähe?"

„Ungefähr 8 Meilen von hier im Gebirge."

„Wo?"

Der alte Mann schwieg und heftete seine Blicke forschend auf den Frager, als wolle er dessen Absichten ergründen.

„Erst Euer Versprechen," stammelte er endlich.

„Wir geben es unter zwei Bedingungen."

„Nennt sie," rief der Gefangene erfreut.

„Ihr müßt uns an den Ort führen, wo Alick Campbell sich aufhält, und zugleich es uns möglich machen, daß wir uns seiner bemächtigen können. Dem geringsten Versuch uns zu betrügen würde augenblicklich der Tod folgen, das Gleiche gilt von einem Fluchtversuch. Unter diesen Bedingungen versprechen wir, Euch Euer schmachvolles Leben zu lassen."

„Leben und nicht Freiheit?"

„Willst Du mit uns feilschen, Schurke?" rief Laird Lindsay ungeduldig. „Ist's nicht genug, daß wir Euch Zeit zur Reue lassen, Zeit, Euch mit dem Himmel zu versöhnen, wenn's möglich ist? Wählt — ich bin des Hin- und Herredens müde."

„Gut — ich gehe auf die Bedingungen ein."

„Also rasch. — Wo ist er, der Euch gedungen?"

„In dem Thurm auf der Farm von Pinkie, den die Hirten im Winter als Obdach benutzen. Aber wir müssen warten bis zur Nacht; er hat Soldaten bei sich. — Unserer Verabredung gemäß sollte ich zu jener späten Stunde zu ihm kommen, damit Niemand meinen Schritten folgen könne. Käme ich nun früher, so würde er Argwohn schöpfen und glauben, ich wolle ihn verrathen."

„Sehr wahrscheinlich," sprach Crawford mit bitterm Lächeln. „Wann sollen wir aufbrechen?"

„Eine Stunde vor Mitternacht."

„Gut. — Bedenkt, daß Euer Leben von Eurer Wahrhaftigkeit abhängt!"

Mit dieser Mahnung ward der Gefangene fortgeführt, und die Lairds und Herren begaben sich zurück in das Zimmer, wo sie den Prinzen verlassen, welcher allein die Ursache ihrer Abwesenheit kannte.

Der rothe Thurm, wie Murdoch Baine (so hieß der von Alick gedungene Mörder) ihn nannte, war ein rohes, aus Rasen und Steinen aufgeführtes Gebäude, welches sich mit einer Seite an eine alte Mauer lehnte. Die Hirten, welche es häufig benutzten, hatten es auf dem Fundament einer alten Thurmruine hier gebaut, und obgleich das Haus ein ziemlich unscheinbares Ansehn hatte, war es doch sehr fest und bot sogar durch die in den Wänden befindlichen Schießscharten, welche den Hirten zwar nur als Luftlöcher galten, Gelegenheit zu leichter Vertheidigung. Das Innere der Hütte — denn dieser Name ist der bezeichnendste für das Gebäude — war noch roher und trauriger als das Aeußere. An einer Seite der Wand war ein Haufen Rasen, wahrscheinlich zum Trocknen aufgeschüttet, rohe hölzerne Bänke standen an den anderen Wänden, und ein in der Mitte des Raumes aufgeschichteter Erdhaufen diente als Tisch.

Alick und vier Soldaten seines Regiments, welche er flüchtend getroffen, saßen in der Hütte, die Reste ihrer aus Whisky und grobem Brod bestehenden Mahlzeit vor sich, während ein dünnes im Hals einer Flasche steckendes Licht die wilden Gesichter der Männer schaurig beleuchtete.

Alick stand wie auf Dornen. Es war bereits eine halbe Stunde nach Mitternacht, die Zeit, welche sein Agent zur Ankunft bestimmt, und noch erschien er nicht. Natürlich galt seine Besorgniß nicht der Sicherheit seines Werkzeugs, sondern nur seiner eigenen und dem Erfolge seiner Intrigue. War diese gelungen, so kümmerte er sich sehr wenig, welches Schicksal den unwürdigen Vollstrecker seines Planes treffe.

Schon mehrmals hatte er die starke, fest verriegelte Thür geöffnet und war hinausgetreten in die Nacht, hoffend, des Erwarteten Tritte endlich zu hören.

„Der alte Narr kann sich doch nicht verirrt, oder gar sich verrathen haben?" murmelte er. „Unmöglich. Sein heuchlerischer Blick und sein graues Haar könnten einen Klügern, als Charles, täuschen. Der Plan ist zu wohl ersonnen, um fehl zu schlagen — die Geschichte mit dem Becher ist so natürlich angelegt, daß sie Glauben erwecken muß, und an der Kraft des Giftes zweifle ich nicht. Madge ist in derlei Dingen zu erfahren, um zu irren. — Möchte wissen," fuhr er gedankenvoll fort, „wie die alte Hexe den Schlag überwunden hat, den ich ihr gab . . ."

„Der Major ist in schwarzer Laune," flüsterte einer der Soldaten seinem Kameraden zu, welcher sich indeß begnügte, mit einem bloßen Kopfnicken zu antworten, wohl wissend, daß der Major den Klang fremder Stimmen nicht vertragen könne, wenn er seinen Gedanken nachhing.

„Noch eine Stunde will ich warten," sprach Alick, in die Hütte zurückkehrend, „und dann fort nach Edinburg. Das Castle ist von den Rebellen noch nicht eingenommen, und die ganze Stadt jetzt frei von ihnen. Ich, in Guest's Stelle hätte das rebellische Nest ist Asche gelegt, aber Hinton mit seinen Menschlichkeits- und Mitleids-Ideen hat ihn sicher zurückgehalten. Dem Himmel sei Dank, Cumberland wird bald kommen, dann werden wir sehen, wessen Grundsätze den Sieg davon tragen.

Ein dreimaliges Pfeifen und ein Klopfen an der Thür erweckte Alick aus diesen Gedanken. Es war das mit Murdoch verabredete Zeichen. Augenblicklich ward die Thür geöffnet, und der Elende, bleich wie der Tod, stürzte herein, an allen Gliedern zitternd, denn noch hatte er eine schwierige Rolle zu spielen.

Alick schob mit eigener Hand die Riegel wieder vor.

„Ihr seht sehr blaß aus," bemerkte er mit innerer Genugthung, da er aus dem Entsetzen des Mannes auf die glückliche Ausführung seines Planes schloß. „Ist's Euch gelungen?"

„Ja!" stammelte der Alte.

„Trank er den Becher arglos aus?"

„So arglos wie ein Kind."

„Dem Himmel sei Dank!" murmelte Alick, und selbst die rohen, an Greuelscenen gewöhnten Krieger schauderten unwillkürlich bei dieser gottlosen Danksagung.

„Habt Ihr den Ausgang abgewartet?" fragte Campbell.

„Nein, ich floh so rasch als möglich, fürchtend, sie möchten mich fragen, und dann wollte ich doch auch meinen Lohn holen."

„Ihr sollt ihn augenblicklich haben," sprach Alick mit scharfer Betonung, gleichzeitig den Soldaten mit Blicken zuwinkend, welche sie vollkommen verstanden, denn sie waren von ihrer Rolle unterrichtet. „Nur noch eine Frage, und der Lohn ist Euer. Wodurch verzögerte sich Eure Ankunft so sehr?"

„Ich begegnete in den Bergen Leuten und hielt es gerathen, ihnen aus dem Wege zu gehen."

„Soldaten oder Hochländer?"

„Hochländer," antwortete Murdoch. „Aber nun gebt mir meinen Lohn," fügte er ungeduldig hinzu, denn er konnte den Augenblick kaum erwarten, wo er der Hütte und dem Anblick Derer, die er verrathen, entrinnen durfte.

„Nimm ihn!" sprach Campbell, einen Beutel mit Gold auf den Boden werfend. „Nimm ihn und geh!"

Der Unglückliche bückte sich, den Beutel zu nehmen, doch in demselben Augenblicke zog einer der Soldaten ein Pistol aus dem Gürtel, zielte damit auf das Ohr des Alten, drückte los und der Verbrecher sank getroffen, ohne einen Laut von sich zu geben, zur Erde.

„Gut," sprach Alick, welcher schon in dem Augenblick, da er das Verbrechen beabsichtigte, den Tod seines Werkzeugs beschlossen. Denn obgleich er das Verbrechen selbst nicht scheute, fürchtete er doch dessen Entdeckung.

„Nehmt die Börse," sprach er zu den Soldaten — „das Gold ist Euer." Er hatte Ursach, die Mitwissenschaft Derer die in der Hütte waren, nicht zu fürchten, die schon längst durch Blutthaten sich in seine Gewalt gegeben.

„Seht nach Eueren Waffen," sprach er, „laßt den Kerl liegen, wo er liegt — es ist Zeit, daß wir gehen."

Crawford und seine Freunde hatten beschlossen, Murdoch's Rückkehr aus der Hütte zu erwarten, um gewiß zu sein, daß der Gegenstand ihres Suchens sich wirklich darin befinde, ehe sie den Angriff begannen. Sie umgingen das Haus von den drei zugänglichen Seiten, als plötzlich der Pistolenschuß erschallte und den Wartenden sagte, daß der Alte den Lohn seines doppelten Verrathes empfangen habe. Augenblicklich gaben sie jetzt durch Schläge an die Thür ihre Gegenwart zu erkennen, und begehrten Einlaß im Namen des Prinzen Karl Eduard, Regenten von Schottland.

„Verrathen! beim Himmel," rief Campbell, todtenbleich werdend, denn er erkannte die Stimmen. „Entweder hat der Schuft sich ausspüren lassen, oder uns verkauft."

„Oeffnet!" rief Laird Hinton, „oder wir schießen das Haus in Grund und Boden!" und mit erneuter Kraft drangen die Hochländer auf die Thür ein.

„Rasch an die Schießscharten," raunte Alick drinnen seinen Soldaten zu, „wir wollen uns nicht wie Hunde fangen lassen."

Die Soldaten folgten dem Commando, feuerten ihre Pistolen ab und zwar mit solchem Erfolg, daß drei der Angreifenden fielen.

„Wir wollen's mit dem Schuft machen, wie mit dem Fuchs in seinem Bau," rief Hinton, „wir wollen ihn ausräuchern."

Eilig ward nun eine Lage dürres Haidekraut an die Hütte gebracht, ungeachtet der Schüsse ihrer Bewohner, welche jetzt keinen weitern Schaden mehr thaten, da die Hochländer sich bückten, um ihnen zu entgehen. Als das Haidekraut zu genügender Höhe aufgehäuft war, forderte Crawford noch einmal die im Hause Weilenden auf, sich zu ergeben.

Eine Kugel aus Alick's Pistol, welche leicht Crawford's Schläfe streifte, war die einzige Antwort, denn der Bösewicht wußte wohl, daß sich ergeben gleichbedeutend sei mit dem Wege zum Galgen, welchem er vor Kurzem kaum entgangen.

Ohne Weiteres zündeten die Hochländer nun das Haidekraut an, und bald züngelte die Flamme über das niedrige Steindach. Die Hitze im Innern der Hütte mußte wahrhaft unerträglich sein.

„Halt," sprach Campbell zu seinen Soldaten, welche die Thür öffnen wollten, weil sie dem Ersticken nahe. — „Ein Rettungsweg bleibt uns noch. Nehmt den Erdhaufen in der Mitte weg."

Die Soldaten thaten, wie ihnen geheißen war, rissen die Rasenstücke mit den Händen herunter, bis sie eine Art Kellerwölbung entdeckten, welche die Hirten hier gegraben, als ein gelegentliches Versteck. Sie war geräumig genug, sämmtliche Männer aufzunehmen und enthielt glücklicherweise nach der Seite der Steinmauer ein kleines Luftloch, welches dem Rauch Ausgang gestattete.

„Nun laßt es brennen," rief Alick, „wir werden unsere Verfolger dennoch überlisten." Mit diesem triumphirenden Ausruf kroch Alick nebst seinen Genossen in das Gewölbe hinab, und Alle blieben, trotz der allerdings auch dort großen Hitze, still in ihrem Versteck, jeder fernern Aufforderung zur Uebergabe ein hartnäckiges Schweigen entgegensetzend.

„Nun," sprach Laird Hinton, als die Wände der Hütte zu zerbröckeln begannen, „wenn Alick Campbell lieber geröstet, als gehangen sein will, so sehe ich nicht ein, warum man es ihm nicht vergönnen soll. Das ist Geschmackssache."

Bald sank das Dach ein, die aus Rasen und Steinen zusammengefügten Wände stürzten nieder, und von dem rothen Thurm blieb nichts als ein Haufe glühenden Schuttes.

„So sollen alle Feinde des Prinzen umkommen!" riefen die Hochländer mit stolzem Triumph, denn Keiner dachte auch nur einen Augenblick an die Möglichkeit, daß ein Wesen lebend diesem Scheiterhaufen entgangen sein könne. Sie nahmen ihre Todten mit sich und stiegen langsam den Hügel hinab, um nach Pinkie-House zurückzukehren.

Der Morgen öffnete sein graues Auge über dem Schauplatz der Zerstörung, als einige Männer mit rußgeschwärzten Gesichtern, zerrissenen und befleckten Uniformen aus den Trümmern auftauchten.

Nachdem sie sich sorgfältig umgeschaut, ob Niemand sie bemerke, eilten sie zum nächsten Bach, um ihre brennende Zunge mit den labenden Naß zu befeuchten.

„Wir haben sie hintergangen, meine braven Burschen," sprach Alick ruhig. — „Jetzt auf nach Edinburg, wo Jeder von Euch für die Arbeit dieser Nacht zehn Guineen erhalten soll."

Ein gedämpfter Freudenruf beantwortete diese Aeußerung.

„Unter einer Bedingung aber — versteht Ihr — daß Alles, was geschehen, ein Geheimniß bleibe. Ihr kennt mich, Ich bin der treue Freund Derer, denen ich trauen darf, und ein gefährlicher Feind Solcher, die mir nicht Wort halten. Schweigt Ihr, so findet Ihr in mir stets einen Freund — brecht Ihr aber das Schweigen — doch genug — ich drohe nie zweimal."

General Guest war sehr erstaunt, als an diesem Tage Alick sich ihm vorstellte, den man todt, oder zum Feind übergegangen wähnte. Alick's erste Frage war nach Rawlins.

„Begraben!" antwortete der General, „schon seit einer Woche. Er ward erschossen gefunden in Ihrem Hause zu Linlithgow. Vielleicht können Sie uns nähere Auskunft geben."

„Wahrscheinlich ward er getödtet bei der Vertheidigung des Hauses," bemerkte ruhig der Major; „wenigstens kann ich für seinen Tod nicht zur Verantwortung gezogen werden, da hundert Zeugen aussagen werden, daß ich zu jener Zeit in Holyrood gefangen saß."

„Wie entkamen Sie?"

„Durch die Treue eines Wesens, das ich in meiner Wuth schlimm belohnte," antwortete Campbell, welcher von den Genossen seiner damaligen Flucht gehört, wie thätig Madge für seine Rettung gewirkt. „Aber ich weiß schon, wie sie zu versöhnen ist."

Mit dieser Voraussetzung irrte Alick, so sicher er sonst zu berechnen verstand. Die Beleidigung, der Peitschenhieb, war nicht zu tilgen aus dem Gedächtniß der sonst so treu ergebenen Madge — sie brannten in ihrem Herzen, in ihrem Gehirn mit zerstörender Wuth.

„Campbell," fuhr der General fort. „Sie kommen zu sehr gelegener Zeit. Ich überlegte gerade, wen ich mit Depeschen an die Regierung nach London senden solle. Der Auftrag ist ebenso ehrenvoll als gefährlich. Es ist von besonderer Wichtigkeit, daß Seine Majestät so rasch als möglich erfahre, daß der kühne junge Prätendent auf dem Wege nach England sei."

„Er wird es nie betreten," sprach Alick ruhig, denn er glaubte fest, daß Murdoch seine Sendung erfüllt habe und der Angriff der Hütte einzig dadurch zu erklären sei, daß die Freunde des gemordeten Prinzen dem Mörder auf die Spur gekommen.

„Woher wissen Sie das?"

„Gleich viel, General — aber ich weiß es. Demohnerachtet bin ich gern bereit, nach London zu gehen, denn obgleich ich mehre Tage als Flüchtling umherirrte, bin ich nicht müßig gewesen, und habe wichtige Mittheilungen zu machen."

„Wann werden Sie zur Abreise bereit sein?"

„In sechs Stunden."

„Gut — die Depeschen sollen in sechs Stunden ausgefertigt sein."

---

25. Capitel.

Auf, mustern wir das Heer — dann frisch hinein —
Mit den Verräthern ziemt es kurz zu sein.

Ein stämmiger, wohlgebauter, kriegerisch aussehender Mann schritt in dem grünen Drawingroom des St. James-Palastes auf und nieder, augenscheinlich in wenig freundlicher Laune. Von Zeit zu Zeit unterbrach er seine Promenade, um einige Worte an einen im Gemach anwesenden Officier zu richten, dessen reich gesticktes Kleid und zahlreiche Orden verriethen, daß er einen hohen Rang am Hofe seines Fürsten bekleide.

Der ersterwähnte der beiden Herren, welcher sehr einfach gekleidet erschien, war kein Anderer, als der Herzog von Cumberland, der Lieblingssohn Georg's II., der andere sein Lehrer in der Kriegskunst, Feldmarschall Wade. Beide erwarteten den König.

„Bei meiner Ehre, Marschall," sprach der Herzog, „das ist zu toll. — Der Feind in vollem Anmarsch, und unsere Armeen noch nicht vervollständigt. Entweder sind die Minister Jacobiten oder Narren."

„Vielleicht Beides!" antwortete der alte Soldat.

„Und dabei der König so beschäftigt mit seiner Geliebten, daß er sich um das Wohl des Landes nicht kümmert. Ginge es nach mir, so wäre ich in Schottland gelandet und hätte den Märchen-Regenten hinausgejagt. — Regent!" fuhr er höhnisch fort, „Regent von einer Heerde halbnackter Wilden, die Plünderer sind, wenn sie siegen, und Memmen, wenn man ihnen die Spitze bietet."

„Es ist nicht weise, den Feind gering zu schätzen," bemerkte der alte Krieger, welcher eine bessere Meinung von den Schotten hegte, als der Herzog.

„Aber solch einen Feind — Marschall — halb nackt und halb bewaffnet. — Ich habe als gewiß gehört, daß der Artilleriepark des Prätendenten nicht dreißig Kanonen zählt."

„Das sind genug, wenn sie wohl benutzt werden."

„Wer ist aber da, der sie zu benutzen versteht," entgegnete der Herzog gereizt. „Er hat nicht einen einzigen bedeutenden Offizier in der Bande, die er seine Armee nennt."

„Und doch besiegte er Cope," bemerkte der Feldmarschall.

„Cope war ein Thor, sich auf ein Gefecht einzulassen, da er nur Recruten ins Feld zu führen hatte. Dieser Mißgriff unsers Generals hat dem jungen Menschen, dem Charles, zu einer Wichtigkeit verholfen, die er weder durch seine Talente, noch durch seine Jahre beanspruchen kann. Es ist lächerlich! — Würde er Sie besiegt haben?" fügte er hinzu, „oder mich? Mit einem einzigen Regiment unserer Veteranen wollte ich ihn wie ein Wild durch die ganzen Hochlande hetzen."

Der Marschall mußte innerlich lächeln. Er sah wohl, daß sein erhabener Zögling im Grunde eifersüchtig war auf den Ruhm, den sein jugendlicher Gegner bereits erworben, doch der Marschall, als erfahrener Menschen- und Fürstenkenner behielt seine Gedanken für sich und ließ sie durch keinen Zug seines Gesichts errathen.

„Uebrigens," fuhr der Herzog fort, „warum soll ich mich um das Geschick eines Landes bekümmern, zu dessen Herrschaft ich wahrscheinlich nicht berufen bin, wo ich nicht einmal im

Rath zugelassen werde. Jetzt debattiren der König und die Minister nun schon drei lange Stunden, ob, oder ob ich nicht mit der Expedition betraut werden soll. Wenn sie mich zurückweisen, so habe ich große Lust, für den Prätendenten die Waffen zu ergreifen. Aber ich weiß schon, wem ich das Alles zu danken habe" — setzte Seine Hoheit ergrimmt hinzu — „der verhaßten Gräfin Königsstein, welche das Herz meines Vaters sicherer regiert, als er sein Land."

Der Marschall fühlte sich gekränkt, beharrte jedoch im Schweigen. Wohl übte die Gräfin auf Georg II. einen unbegrenzten Einfluß, doch ihr Name ward bei Hofe stets nur mit der höchsten Ehrerbietung genannt; der König, so leutselig er auch seine Umgebungen behandelte, würde mit der strengsten Ungnade Jeden bestraft haben, der respectwidrig von der Gräfin oder ihrer Neigung zu dem König urtheilte, welche von den gefälligen Hofschranzen eine platonische genannt ward. In der That wäre auch jede Beschuldigung der Gräfin ungerecht gewesen, denn sie nahm die ihr zu Theil werdenden Huldigungen mit Bescheidenheit auf, forderte niemals, weder öffentlich noch im Geheim, eine Gunst, mischte sich nie in die Politik, verwandte ihre Reichthümer zu wohlthätigen Zwecken, und wenn je der Schleier der Bescheidenheit einem Fehltritt zur Entschuldigung dienen kann, so hatte die Gräfin diese Entschuldigung, denn sie schien sich ihrer Größe zu schämen.

„Ich weiß," fuhr der Herzog fort, „die Gräfin ist ein Liebling von Ihnen. Sie müßte aber gegen mich nicht ungerecht sein."

„Eure Hoheit ist ungerecht gegen sich selbst. Es sind andere Gründe, welche der Rath zu erwägen hat, Gründe, an welchen die Gräfin Königsstein sicher nicht dem mindesten Antheil hat."

„Welche Gründe?" fragte dringend der Herzog.

„Ihre nahe Anwartschaft auf die Krone, im Fall die Kinder Ihres hochseligen Bruders sterben sollten. Die Freunde der Prinzessin Wittwe sehen mit Eifersucht auf Ihrer Hoheit Einfluß bei der Armee."

„Ja, ich glaube, meine Soldaten lieben mich," antwortete der Prinz, welcher nicht umhin konnte, die Wahrscheinlichkeit der Bemerkung des Marschalls anzuerkennen. „Was wollen sie damit — jene Todesfälle werden nicht eintreten, und sie halten mich doch nicht etwa für so verwegen, einen Versuch zur Aenderung der Erbfolge zu machen, oder meinen Vater für so schwach, daran zu denken?"

„Sie sind sein Lieblingssohn," antwortete Marschall Wade trocken, „solche Dinge sind in England schon mehrmals vorgekommen. Denken Sie nur an den Act, durch welchen Ihre erhabene Familie auf den Thron gelangte."

„Ich würde einen solchen Act nie versuchen," bemerkte hastig der Herzog, „weil . . . ." . .

„Weil das Land sich widersetzen würde," ergänzte der Marschall, bemerkend, daß der Herzog mit der Antwort zögerte.

„Sie vielleicht am ersten," sprach der Herzog, sein kaltes graues Auge mit forschendem Ausdruck auf den Marschall richtend, als wolle er in dessen Seele lesen.

Wade war mehr Soldat als Politiker und antwortete daher mit militairischem Freimuth, daß er natürlich nicht der letzte sein würde, sich des Eides der Treue zu erinnern, welchen er dem regierenden König und dessen rechtmäßigen Erben geleistet.

„Nun, so halten Sie ihn" — antwortete der Prinz ungestüm, „bis ich Sie auffordere, ihn zu brechen; es wird damit lange Zeit haben, denke ich. Leider giebt es Viele, die mir Absichten unterschieben, welche nur in ihrer eigenen fruchtbaren Phantasie existiren. — Aber nein, Wade, nein. Mein Lebensweg ist bis jetzt immer der der Ehre und Treue gewesen, und so soll es bleiben bis zum Ende."

Die Unterhaltung ward hier unterbrochen durch den Thürsteher, welcher, die Flügelthüren weit öffnend, mit lauter Stimme ausrief: „Der König!"

Unmittelbar darauf betrat Georg II. das Gemach. Er war ein schmächtiger, verdrießlich aussehender Mann, bereits über die Höhe des Lebens hinaus; demohnerachtet war er noch außerordentlich thätig, und würde als Reiter im Feld manchen jüngern Mann beschämt haben. Er trug einen grünen, mit Silber besetzten Sammetrock, seine Strümpfe waren an den Knien über die Beinkleider gezogen, wie es die Mode jener Zeit erheischte. Große Diamantschnallen glänzten an seinen mit rothen Absätzen versehenen Schuhen, und auf seiner Brust strahlte der Stern des Hosenbandordens.

Der Herzog von Cumberland und Marschall Wade standen unbeweglich wie Steinbilder bei seinem Eintritt und warteten bis er Platz genommen, ehe sie zu sprechen wagten. Denn der König hielt, ausgenommen wenn Frauen betheiligt waren, streng auf Etiquette und führte zuerst in England die steife, förmliche Hofsitte ein, welche er aus seinen deutschen Staaten mitbrachte, und deren Spur sich noch heut am Hofe von St. James zeigt.

„Ich vermuthe, Sire," sprach der Herzog von Cumberland, sich verneigend, „daß Eurer Majestät Gegenwart mir meinen Abgang zur Armee anzeigt; die Unentschiedenheit Ihrer Minister spricht weder für deren Klugheit noch für ihre Loyalität."

„Ungeduldig — mein Himmel — immer ungeduldig," rief der König mit stark deutschem Accent, und hier, wie immer „mein Himmel" deutsch sprechend, wie er überhaupt häufig ein Gemisch von Deutsch und Englisch sprach. „Sollte man nicht denken, Sie wollten dem thörichten jungen Mann eine Wichtigkeit in den Augen der Welt geben. — Sind nicht Generale genug da, die ihn gefangen nehmen können ohne Sie? Sie sind zu stürmisch, mein Sohn!"

„Und Eure Majestät zu leicht überzeugt. Wäre ich König von England, ich wollte diesen Inselbewohnern schon zeigen, daß ich ihr Herr bin und die Zügel selber führen kann."

„Hören Sie ihn, Wade — hören Sie!" Der Marschall antwortete nur durch ein Achselzucken, denn die Sprache des Herzogs überraschte ihn nicht.

„Mein Wille," fuhr der junge Fürst fort, „sollte dann Gesetz sein, und nicht der meiner Minister."

„Aber die Constitution," bemerkte der König, „Sie vergessen die Constitution — mein Himmel, Sie würden in einem Jahre eine neue Revolution machen."

„Besser, als der Sklave der alten sein. Wenn ich König wäre . . . . ."

„Sie werden aber nie König sein," entgegnete ruhig Georg II. „Es stehen zu Viele zwischen dem Thron und Ihnen, als daß Sie darauf hoffen könnten."

„Ich hoffe nicht darauf," antwortete mit Bitterkeit der Herzog, zugleich einen beobachtenden Blick auf den Feldmarschall werfend, welcher durch die vorher stattgefundene Unterhaltung über denselben Gegenstand jedenfalls ein sehr aufmerksamer Zuhörer geworden war.

„Möglich — möglich."

„Aber ich fühle Interesse für meine Familie, für die Sicherheit des Landes," fuhr der junge Prinz fort, „und empfinde es bitter, daß ich zum Müßiggang verdammt bin, während der Sohn unsers Rivals Achtung und Bewunderung erntet durch seine Thatkraft. Wäre ich lieber in Deutschland geblieben, dort war ich doch wenigstens nützlich."

„Und werden es auch hier sein, wenn der junge Mann die Grenze überschreiten sollte," unterbrach der König den Sohn mit einiger Heftigkeit. „In diesem Fall verspreche ich Ihnen das Commando der Armee."

„Trotz Ihrer Minister?"

„Trotz allen Teufeln!" rief der König. „Wenn es erst zu einem Zusammenstoß kommt — mein Himmel! so will ich zeigen, daß ich König bin und auf mein Eigenthum halte!"

„Marschall, Sie sind Zeuge von dem wohlüberlegten Versprechen Seiner Majestät!"

Wade verneigte sich. Der König, beleidigt durch das Benehmen seines Sohnes, welcher einen Zeugen zur Bestätigung seines königlichen Wortes aufrief, erhob sich mit großer Würde und bemerkte, an den Herzog gewendet:

„Ich habe Ihnen bisher stets meine Versprechungen gehalten. Zwingen Sie mich nicht, ein Versprechen zu geben, das Sie zu bedauern hätten."

„Daran könnte wohl nur der unselige Einfluß Schuld sein, welcher seit Jahren sich schon zwischen Vater und Sohn drängt!" erwiederte mit Beziehung der junge Herzog.

„Kein Wort mehr!" sprach der König stolz. „Ich will mich von meinem Sohn nicht hofmeistern lassen. Ich bitte mir mehr Respect aus, ungehorsamer Knabe!"

„Sire!"

„Still! Folgen Sie mir, Wade. Wir wollen den rebellischen Jüngling allein lassen zu besserer Ueberlegung. Wenn Sie Ihre Unarten eingesehen haben und vorbereitet sind, sich zu entschuldigen, so werde ich Sie empfangen. Bis dahin wird der Herzog von Cumberland sich vor dem König nicht sehen lassen."

Mit diesen an seinen Sohn gerichteten Worten verließ Georg II. das Zimmer, gefolgt vom Marschall Wade, welcher während des Wortwechsels sich in einer peinlichen Lage befunden, gleichsam schwankend zwischen seiner Zuneigung für den Prinzen und der Ehrfurcht vor dem König.

Er wußte besser als der Herzog, daß die Gräfin Königstein wirklich nicht den geringsten Theil hatte an seiner Täuschung — sondern daß es allein die Minister waren, welche nicht wollten, daß die Rebellion, so drohend sie auch zu werden begann, durch einen General unterdrückt werde, der von ihnen unabhängig sei.

Der Herzog von Cumberland stand gerade in demselben Alter, wie Karl Eduard. Er war 25 Jahr alt, sehr corpulent, etwas schwerfällig, von rauhem, ungefälligem Benehmen und daher ohne persönliche Anmuth, also ganz das Gegentheil seines Rivals.

Kein Schotte kann den Herzog von Cumberland unparteiisch beurtheilen, daher entnehmen wir hier folgende Schilderung seiner Persönlichkeit von Lord Mahon.

„Sein Charakter," sagt dieser englische Schriftsteller, „war ausgezeichnet durch hervorragende Eigenschaften: Fester ehrenhafter Wille, Gewissenhaftigkeit in Erfüllung seiner Versprechungen, Anhänglichkeit an seine Freunde. Er war ein pflichtgetreuer Sohn, ein freigebiger Herr, als Soldat enthusiastisch für seinen Beruf eingenommen, welchen er ernstlich studirt hatte. Für England, das zu jener Zeit arm war an militairischen Talenten, war er hervorragend als Feldherr, doch würde seine unermüdliche Thätigkeit und sein persönlicher Muth ihn auch in anderen Ländern, zu jeder andern Zeit Anerkennung verschafft haben. Wie seine Freunde versichern, war sein Urtheil jedoch zu sehr von seinen Leidenschaften getrübt, deren Heftigkeit er nicht zu bemeistern vermochte. Gegen seine Feinde zeigte er sich unerbittlich streng, gegen seine eigenen Soldaten zu Zeiten mitleidig, doch selbst diese murrten zuweilen über seine Härte, und Rebellen behandelte er mit nicht mehr Erbarmen, als wären es Wölfe oder andere Raubthiere. Niemals vielleicht fanden aufrührerische Unterthanen einen unbarmherzigern Feind und Sieger! Nach den Blutthaten, die in Schottland, zum Theil auf seinen Befehl, zum Theil mit seinem Wissen verübt wurden, brandmarkten seine Zeitgenossen ihn mit dem häßlichen Beinamen: ‚der Schlächter', und der Historiker, welcher die Schuld nicht leugnen kann, muß den Namen wiederholen."

„Ich muß mich darein finden," murmelte er, sobald der König mit Wade das Zimmer verlassen, „denn Unser königlicher Vater ist obstinat wie ein Maulesel, wenn er sich einmal etwas in den Kopf gesetzt. Ich wünschte, der Franzose wollte unser Land haben — da sollten die Minister schon sehen, daß sie meine Dienste nicht entbehren können."

Wenn man die Kriegserfahrung und den Erfolg bedenkt, welchen der junge Herzog in Deutschland durch seine Waffen geerntet, so kann sein Selbstgefühl nicht als Selbstüberschätzung erscheinen, besonders da er erst 25 Jahr alt und — ein Prinz war.

Am Abend dieses Tages saß der König mit einigen seiner Günstlinge und Freunde — wenn Könige nämlich Freunde besitzen — bei seinem Lieblingsspiel Landsknecht, doch diesmal nicht in der besten Laune, denn die Scene des Morgens hatte ihn aufgeregt.

Die Hofherren schrieben, und vielleicht nicht ganz mit Unrecht, seine Mißstimmung der Abwesenheit der Gräfin Königstein zu, die zum Gebrauch der Brunnenkur nach Burton gereist war, da der Ausspruch der Aerzte ihrer sehr schwachen Gesundheit diese Stärkung anempfohlen.

Der bedenkliche Zustand der Gräfin gab zu seltsamen Gerüchten Veranlassung. Manche behaupteten, sie habe von einer Rivalin in Deutschland, Andere, sie habe von dem Herzog von Cumberland Gift bekommen, dessen Haß gegen sie dem ganzen Hofe bekannt war, da er ihn nicht zu verbergen suchte.

„Seine Majestät scheint heut Abend sehr verdrießlich," bemerkte die Gräfin Sunderland, eine schöne stattliche Dame, zu der Herzogin von Richmond, welche in einer entfernten Ecke des Zimmers neben ihr auf dem Sopha saß.

„Vielleicht ist er besorgt um seine Favorite," antwortete die Herzogin.

„Oder wegen des jungen Prätendenten."

„Sie nennen ihn Prätendent —? Natürlich — es überrascht mich eigentlich nicht! denn selten theilt eine Frau die Sympathien ihres Gatten."

„St! Keine Politik!"

„Sie haben Recht — ein bischen Scandal ist weit weniger gefährlich. Haben Sie schon von dem Streit gehört, den der Herzog heut Morgen mit seinem Vater gehabt? Wade hat es dem Lord Charles Somerset als ein großes Geheimniß mitgetheilt, und . . . ."

Hier machte die schöne Erzählerin eine Pause, welche die Gräfin freundlich beendigte mit der Fortsetzung der unterbrochenen Rede:

„Und er theilte es Ihnen als großes Geheimniß mit. Natürlich: Die Männer lieben es, ihre Mittheilungen in ein treues Ohr auszuschütten. Wahrscheinlich wählen sie so gern uns Frauen zu Vertrauten, weil sie gegeneinander so arge Verräther sind."

Die Unterhaltung ward jetzt durch einen Thürsteher unterbrochen, der die Flügelthüren öffnete, wie es das Ceremoniel beim Eintritt königlicher Personen forderte, und mit lauter Stimme meldete: „Seine königliche Hoheit der Herzog von Cumberland!"

„Ich glaubte," bemerkte Lady Sunderland, „Seine Majestät hätten ihm verboten, vor ihm zu erscheinen."

„Ach," sagte die Herzogin mit ironischem Lächeln, „Sie scheinen auch vertrauliche Mittheilungen empfangen zu haben. Lord Charles Somerset hat davon mir nichts gesagt. Sie haben die Nachricht von Wade."

Die Gräfin biß sich auf die Lippen, ärgerlich über ihre Unvorsichtigkeit, und antwortete nicht.

Der Eintritt des Herzogs erregte allgemeines Staunen in der Gesellschaft, da es am ganzen Hofe bekannt geworden, daß er mit seinem Vater einen Streit gehabt, ja, der König selbst hatte auf die Fragen einiger Damen nach seinem Sohn kurz geantwortet, daß er ihn heut Abend nicht erwarte. Sein Erstaunen bei dessen Erscheinen ward daher nur von seinem Zorn übertroffen. Heftig stieß er die Karten fort, daß die Goldstücke auf dem Tische klingend davonrollten, und richtete einen finstern, strengen Blick auf den Eindringling, welcher sich ehrerbietig, doch mit festem Schritt dem Sitz des Königs näherte.

„Eure Majestät wird mein unberufenes Eindringen verzeihen, sobald Sie die Ursache desselben kennen," sprach der Herzog. „Geruhen Sie mir einige Minuten Gehör unter vier Augen zu gestatten."

„Morgen, im Rath bin ich zu sprechen," antwortete der König gereizt.

„Verzeihung, Sire — heut Abend muß es sein."

„Muß es sein?"

„Ihre Königliche Hoheit vergißt, daß Sie zum König von England reden," bemerkte der anwesende Präsident des Rathes, welcher besonders dagegen war, dem jungen Prinzen das Commando über die Armee anzuvertrauen.

„Und Sie vergessen, daß Sie mit dem Sohn des Königs reden, den Ihre Einfalt ins Verderben führt," antwortete der Herzog stolz. „Sire," fuhr er, zum König gewandt, fort, „der Feind ist in Carlisle, die Stadt ist in den Händen der Rebellen, die Anhänger der Stuarts wachsen stündlich an Zahl, und der Thron wankt unter Ihren Füßen. Ich hätte Ihnen diese Mittheilung ins Geheim gemacht, wäre es mir gestattet gewesen — so, wie jetzt die Sachen stehn, wird es allerdings morgen das londoner Stadtgespräch sein."

Die Bestürzung des Königs und des Ministers bei dieser Nachricht war in der That groß. Der erstere vergaß seine beleidigte Würde, der letztere seinen Widerstand gegen den Herzog, welcher ihm grade heraus sagte, daß er, der Minister, mit seinem Kopfe die Folgen der Maßregeln zu verantworten habe, die er seinem königlichen Vater angerathen.

„Mein Kopf," erwiederte der Angeredete, bemüht ruhig zu scheinen, „ist so sicher auf meinen Schultern, als die Krone auf der Stirn meines erhabenen Herrn."

„Vielleicht auch nicht," entgegnete der Prinz, den Präsidenten scharf ansehend, „denn wenn ich überzeugt wäre von dem, was ich nur muthmaße — daß Sie mehr ein Schurke als ein Narr sind — so wollte ich ihn abschlagen, und beim Parlament oder durch mein Schwert der Wahrheit Geltung verschaffen."

„Die Nachricht kann falsch sein!" sprach der Minister.

„Nein, sie ist's nicht," rief Georg II. „Mein Sohn würde die Ehre seines Vaters nicht durch eine Lüge beflecken!"

Der Herzog verneigte sich dankend.

„Wade," sprach der König zu dem Marschall, „Sie werden noch diese Nacht nach dem Norden aufbrechen."

„Meine Vorbereitungen sind bald gemacht," antwortete der rauhe Krieger. „In einer Stunde sitze ich im Sattel."

„Und Sie, Cumberland, gehen morgen ab. Laßt den Lordkanzler herbeirufen," fügte er hinzu. „Ich will nicht schlafen gehen, bis ich die Commission unterzeichnet. Kein Wort —" fuhr er fort, da der Präsident eine Entgegnung wagen wollte. „Jetzt ist die Zeit, wo ich zu befehlen habe, und Sie zu gehorchen. — Ich wiederhole es, ich gehe nicht eher zur Ruhe, bis ich die Commission unterzeichnet."

„Mit unumschränkter Vollmacht?" fragte sein Sohn.

„Mit unumschränkter Vollmacht," bestätigte Georg II. „Ich will mir das Scepter nicht aus den Händen winden lassen; wenn es nöthig ist, kann ich für mich allein stehen."

Noch diese Nacht ward die Commission unterzeichnet, und der Herzog von Cumberland mit so bedeutenden Kräften, als die Krone auftreiben konnte, brach am andern Tage nach dem Norden auf, wohin Marschall Wade ihm schon vorangegangen.

„Mein Himmel!" rief der König, als er in seinem Cabinet allein sich befand. „Die Gräfin ist im Norden — wenn sie in die Hände der Rebellen fiele — was soll ich thun?"

Ehe der König sich zur Ruhe begab, sandte er den Earl St. Germain, einen der dienstthuenden Lords, mit einer Escorte nach Burton ab mit dem strengen Befehl, die Gräfin um jeden Preis sicher nach London zu bringen.

---

26. Capitel.

Aber der Krieg hat auch seine Ehre.
Der Beweger des Menschengeschlechts.

Die Armee Karl Eduard's befand sich zur Zeit des Einmarsches in England in möglichst gutem Zustande und mit allen Erfordernissen zu geregeltem Kampfe versehen. Die Mannschaften waren gestärkt durch die lange Ruhe in Edin-

PATSCHKE.
Laufer & K. Leipzig.

burg, wohl gekleidet, gut besoldet. Sie hatten Provision auf vier Tage, ihre Bagage befand sich auf 150 Wagen, und eine gleiche Anzahl Packpferde, mit großen Körben beladen, folgten den Wagen.

Bei Beginn dieses merkwürdigen Feldzuges bestand die Insurgenten-Armee ungefähr aus 6000 Mann, darunter 500 Cavalleristen und 3000 Hochländer.

Dreizehn, mitunter sehr kleine Regimenter, wurden aus den schottischen Clans gebildet, fünf etwas größere Regimenter aus Bewohnern des Tieflandes, denen sich die zwei Reiterabtheilungen anschlossen, welche Uniform trugen und von den Lords Elcho und Balmerino commandirt wurden.

Die hochländischen Regimenter wurden von ihren Chefs angeführt, deren Verwandte gewöhnlich die Officierstellen bekleideten. Jedes Regiment hatte zwei Capitains, zwei Lieutenants und zwei Fähnriche.

Freitag Abend, den 1. November, schlug eine bedeutende Abtheilung der Armee unter Lord Georg Murray's Commando den Weg nach Pebbles ein, um nach Carlisle vorzurücken.

Der Rest der Truppen, vom Prinzen Karl Eduard begleitet, welcher, sein Schild auf der Schulter, voranschritt, setzte am 3. November von Dalkeith aus sich in Bewegung, nachdem der Prinz zwei Nächte im Palaste des Herzogs von Bucclunch zugebracht.

Als Karl Eduard am nächsten Morgen bei Preston Hallgate vorüberkam, fand er auf Anordnung der Herzogin von Gordon ein Frühstück bereitet, eine Aufmerksamkeit, welche der Dame theuer zu stehen kam, da sie in Folge derselben die ihr von der Regierung gezahlte jährliche Rente von 1000 Pfund verlor.

Am 6. November zog Karl Eduard seine Truppen vor Carlisle zusammen, einer Stadt, welche sonst sich rühmen konnte, für England ein Bollwerk gegen die Angriffe der Schotten zu sein, doch die Festungswerke waren nicht im besten Zustande, und die Einwohner so wenig auf die Gefahr vorbereitet, daß die Stadt, wenig Tage nachdem die Kunde von der Nähe des Feindes hinein gedrungen, bereits in den Händen desselben war.

Die Stadt hatte ein altes Schloß, in welchem eine Invalidencompagnie als Besatzung war, und auf dem ziemlich verfallenen Wall, der das Schloß umgab, hatten die Bürger und eine bedeutende Abtheilung Miliz sich aufgestellt, die in Westmoreland und Cumberland geworben worden.

Am 9. erschien eine Abtheilung von des Prinzen Husaren auf der Stanwirbank und begann die Stadt durch Ferngläser zu recognosciren, doch eine von den Wällen auf sie gerichtete Gewehrsalve zwang sie, sich zurückzuziehen.

Am andern Tage überschritten die Insurgenten den Fluß Eden an mehren Stellen und umringten die Stadt von allen Seiten.

Der Prinz sandte ein Schreiben an den Commandanten, und forderte ihn auf, zur Vermeidung des Blutvergießens die Stadt gutwillig zu übergeben, welche Aufforderung jedoch mit einer Kanonensalve beantwortet ward.

„Gut," sprach Karl Eduard, als er vernahm, daß sein Antrag verworfen worden. „Ich wollte das Blut der irregeleiteten Unterthanen meines königlichen Vaters schonen, doch es soll nicht sein. Also morgen zur Belagerung!"

Ein lauter einstimmiger Freudenruf der Officiere folgte dieser Ankündigung.

Nachdem die Belagerer eine Menge Leitern, Reisigbündel und Wagen herbeigeschafft, arbeiteten sie eifrig an der Aufführung einer Batterie, wobei der Herzog von Perth und Lord Georg Murray mit abgeworfenen Röcken in den Laufgräben persönlich Hand anlegten, um die Truppen zu ermuthigen.

Während dieser Arbeiten unterhielt die Garnison der Stadt ein fortwährendes Feuer, ohne jedoch den Schotten bedeutenden Schaden zu thun.

Am nächsten Tage, am 14., fühlten die Belagerten sich so erschöpft von dem endlosen Nachtwachen, und so eingeschüchtert durch die ansehnlichen Werke des Feindes, daß sie zur Uebergabe der Stadt sich entschlossen. So wehte denn bei der ersten angreifenden Bewegung der Truppen eine weiße Fahne von den Wällen, und es ward beantragt, die Bedingungen der Uebergabe festzustellen.

Der Prinz, von diesem Antrag unterrichtet, stellte die Forderung, daß das Schloß bei der Uebergabe inbegriffen sein müsse, und Colonel Durand, der Commandant der Festung, legte darauf sein Amt nieder, zugleich die Schlüssel der Stadt ausliefernd.

Am 15. um 10 Uhr Morgens flogen die Thore von Carlisle auf, und mancher tapfere Mann ging fröhlichen Herzens unter den Bögen hindurch, auf welchen später sein Haupt unseligen Wachdienst halten sollte.

Der Herzog von Perth, welcher die Erklärung der Garnison empfing, drückte den Soldaten die Hand, nannte sie brave Burschen, und fragte sie, ob sie geneigt seien in seinen Dienst zu treten. Er ließ die Waffen der Garnison und die großen Waffenvorräthe des Schlosses, nebst 200 guter Pferde in Beschlag nehmen, so wie eine Menge werthvoller Sachen, welche der benachbarte Adel zur Sicherheit hierher gebracht. Diese wurden jedoch, als Privateigenthum, später ihren Besitzern zurückgegeben.

Nächsten Tages ward der alte Chevalier, in Gegenwart des Majors oder Commandanten und der Aldermen zum König, sein Sohn als Regent ausgerufen, und ein Document vorgelesen, welches den Titel führte: Erklärung von des Königs Majestät an seine englischen Unterthanen.

Karl Eduard's persönlicher Empfang in Carlisle war kein sehr freundlicher. Doch gab die Einnahme einer so bedeutenden Stadt nach so kurzer Belagerung seinem Ruhm einen neuen Aufschwung, und vermehrte die Besorgniß der Regierung.

(Fortsetzung folgt.)

Die Mode.

Der kleine Raum, welcher unseren Mittheilungen über die Mode heut angewiesen ist, veranlaßt uns, ihn zur Besprechung einiger „Toiletten-Kleinigkeiten" zu benutzen. Daß diese Benennung nicht den Begriff der Unwichtigkeit einschließt, beweist schon der Umstand, daß wir mit den „Hüten" beginnen, deren Wichtigkeit eben so unleugbar ist, als ihre Kleinheit.

Kreyphüte werden jetzt mit großer Vorliebe getragen, eben so sehr begünstigt man die Hüte von weißem und schwarzem Tüll, mit über den Fond zurückfallenden kleinen Schleiern (voilettes). In dieser Beziehung müssen wir einer Neuheit gedenken, nämlich des voilette à la Clotilde. Dieser kleine Schleier ist abgerundet, oder auch mit einer Spitze geschnitten, hat fast in seiner Mitte einen runden Ausschnitt, welcher dem Fond des Hutes Durchgang gewährt, so daß der Schleier von allen Seiten hinabhängt, jedoch hinten weniger lang als vorn.

Viele Sommerhüte, sogar Strohhüte sind mit weichem Fond von Seidenstoff, Krepp oder doppeltem Tüll, auf welchem sich Phantasie-Garnituren von Sammet, Stroh oder Spitzen sehr gut ausnehmen. Nicht zu vergessen sind die reizenden Capoten für junge Mädchen, von weißem Tarlatan, mit rosa oder blauem Tarlatan gefüttert und mit einem Schleier aus demselben Stoff versehen, welcher mit einer Rüsche umgeben ist.

Je mehr die schöne Jahreszeit vorschreitet, um so deutlicher offenbart sich die Sorgfalt, welche man der Ausschmückung der Sonnenschirme zugewandt, und obgleich wir über dieselben schon ausführlichere Mittheilungen gemacht, wollen wir doch noch auf einige hübsche Nüancen des bereits Angedeuteten aufmerksam machen. Namentlich sind es die Strohverzierungen und Stickereien, welche, in mannigfacher Weise angebracht, den Schirmen ein ungemein geschmücktes Ansehn geben. Man kann sich nichts Zierlicheres denken, als einen abwechselnd mit schwarzen Punkten und gelben Sternen gestickten Schirm, über dessen schwarz languettirtem Volant eine einfache, aus schmalen Strohbörtchen gebildete Bordüre sich hinzieht. Wir führen dieses Arrangement an, weil es eben so leicht ausführbar, als belohnend ist, und nur mäßiger Geschicklichkeit zu seiner Herstellung bedarf. Die erwähnten, in gelber Seide auszuführenden Sterne, welche den Schirm, abwechselnd mit schwarzen, in Plattstich gestickten Punkten als Plein bedecken, werden aus drei, in der Mitte sich kreuzenden Stichen von ungefähr 1 Centimeter Länge aus starker offener Seide gebildet, geben also der arbeitenden Hand keinerlei Schwierigkeit zu überwinden, sobald das leichte Dessin nach den Regeln der Symmetrie auf die einzelnen Theile des Schirmes gezeichnet ist. Complicirtere Muster, sowohl aus Stroh, als durch Stickerei gebildete, entziehen sich der Beschreibung, und bemerken wir hiermit nur, daß auch Schirmüberzüge in Applicationsstickerei (unsere letzte Arbeits-Nummer hat ein graziöses Dessin dieses Genre geliefert) außerordentlich beliebt sind. Einfach und elegant zugleich sind auch die Schirmüberzüge von Seidenfilet ohne Stickerei (von gekreppter Seide nach dem Muster des Filettuches in der letzten Nummer des Jahrgangs 1858 zu arbeiten) und mit gleicher Franze besetzt.*

Schließlich wollen wir noch der intimen Haustoilette Erwähnung thun, und zwar in ihrem allerhäuslichsten Gegenstande, der Schürze, die, in ihrer verfeinerten Gestalt von der Mode nie ganz übergangen wird. Wenn wir von Schürzen reden, so sind es vorzugsweise die seidenen, denen unsere Mittheilungen gelten, und bedarf es kaum der Erwähnung, daß unter den seidenen Schürzen wiederum die schwarzseidenen den Vorrang haben. Die beliebtesten Stoffe zu Schürzen sind Taffet und Moiré antique, die Art ihrer Verzierung trägt ganz denselben Charakter, den wir an Roben und Mantillen wahrnehmen; die Schürzen werden, wie die Roben, à quilles besetzt, am häufigsten mit gebrannten Rüschen, zuweilen in kurzen, querlaufenden Reihen, zuweilen der Länge nach; ja der Geschmack neigt sich so sehr diesen Garnituren zu, daß nicht selten Schürzen ihrer ganzen Weite nach in bestimmten Entfernungen mit gebrannten, von oben nach unten laufenden Bandrüschen besetzt werden. Garnituren von Sammet in derselben Eintheilung, doch pyramidenförmig oben schmäler werdend und in einiger Entfernung vom untern Rand der Schürze in einer Spitze endend, sind gleichfalls sehr elegant und erhalten durch den sie rings umgebenden Besatz von Perlenguimpe oder Glöckchenborte noch ein geschmückteres Ansehen.

Die Volants an den seidenen Schürzen sind keineswegs verdrängt, und namentlich sind es die Volantschürzen, welche noch die abgerundete Form beibehalten, während die mit Sammet oder Rüschen in Längenstreifen besetzten Schürzen größtentheils scharfe Ecken haben. Eine breite, rings auf den Rand der Schürze gesetzte, gefollte Bandrüsche, zu beiden Seiten mit einem 1 Centimeter breiten Kopf angenäht, ist gleichfalls eine sehr beliebte, distinguirte Garnitur.

Für jetzt mögen diese Angaben genügen, später, wenn der Raum nicht mehr durch die nothwendigeren Toilettenerfordernisse der Jahreszeit in Anspruch genommen ist, werden wir Abbildungen moderner Schürzen folgen lassen.

[4204] Veronica v. G.

Mantillen.

Wir haben zwar unsere Leserinnen bereits durch Abbildungen und Schnittmuster moderner Mantillen mit dieser Branche der Damentoilette bekannt gemacht, oder vielmehr ihnen gezeigt, welche Formen die in diesem Jahre begünstigten, und welcher Art von Garnituren der Geschmack vorzugsweise sich zuneigt; der Stoff ist indessen so reich, ja so unerschöpflich, daß wir nicht umhin können, dem bereits Gelieferten noch einen Nachtrag folgen zu lassen, eine Reihe von Abbildungen moderner Mantillen, welche jedenfalls unseren Leserinnen angenehm sein wird, da sie ganz geeignet, auf manche gute Ideen hinzuleiten, welche bei Veranlassung gelegentlicher Toiletten-Veränderungen von Nutzen sein können.

Weib und Künstlerin.

Umgeben von den wildesten Bergen der Schweiz, von Alpenriesen beschattet, lag die Heimath des bischöflichen Hofmalers Joseph Kaufmann. Noch sehr jung hatte er sich mit der anmuthigen Katharine Schepler verheirathet und sie in sein stilles romantisches Heim geführt, nach Chur in Graubünden, in das bescheidene Häuschen, um welches üppige Weinreben ihren grünen Mantel schlangen und die Blumen im kleinen Gärtchen unter sorgfältiger Pflege in holdester Schönheit blühten. Das Auge des Malers schwelgte im Anblick der sanften Schönheit der Blumen, der starren Majestät der Berge, die wie riesige Wächter die stillen Thale umstanden, und seine Seele badete sich mit Wonne im Meer der reinen klaren Lüfte.

Unähnlich der Mehrzahl seiner Kunstgenossen, kümmerte Joseph Kaufmann sich wenig um den Ruhm. Er liebte die Natur, freute sich an der Nachahmung ihrer Werke, doch der Ehre oder des Reichthums, welche seine Arbeiten ihm einbringen könnten, dachte er nicht. Katharine verehrte ihres Gatten Genius, weil sie ihn zu schätzen wußte. Sie lebte fast gänzlich in dem kleinen stillen Zimmer, wo er zu malen pflegte, interessirte sich für jedes Detail seiner Arbeiten und erhöhte durch ihre erheiternde Gegenwart den Reiz, den der bescheidene Künstler in seinem Schaffen fand.

An einem kleinen dicht mit Wein belaubten Fenster, welches im Verein mit einem andern, höher in der Wand angebrachten dem Maler zu seiner Arbeit Licht gab, saß Frau Katharine täglich mit ihrem Arbeitskörbchen, und zwischen ihr und ihrem Gatten stand ein Tischchen mit Blumen, den Lieblingen Beider.

Durch die Weinranken grüßten die Gestalten der ewigen Berge aus blauer Ferne hinein in das trauliche Stübchen, von wo mancher warme Blick hinüberflog zu den schneegekrönten Alpengreisen, deren Diadem die Abendsonne in Goldgluth tauchte.

Vier oder fünf Jahre mochte das Paar verlebt haben, so glücklich, als Sterbliche nur leben können — so glaubten sie wenigstens — doch die Zukunft eröffnete ihnen noch eine neue Quelle der Seligkeit.

In der vollsten Pracht des Weinmonats im Jahre 1741 ward das Kind ihnen geboren, welches der Welt später unter dem Namen Angelica Kaufmann bekannt wurde. Wie herrlich war das Jugendleben dieses Kindes. Mitten unter den großartigsten Naturscenen, auf welchen ihre Augen mit Freude ruhten, von ihren Eltern vergöttert, die sie als Segensgabe der göttlichen Liebe betrachteten, verlebte Angelica eine ungetrübte Kindheit. Ihre Mutter unterrichtete sie in der Musik, ihr Vater in der Malerei, sie war in beiden Künsten eine gelehrige Schülerin und übertraf bald ihre Meister. In der Seele der Eltern erwachte jetzt zuerst der Ehrgeiz, den sie bisher nicht gekannt, sie wurden ehrgeizig für ihre Tochter, es erschien ihnen Unrecht, ein so hervorragendes Talent der Welt zu verbergen, welche ja so gern diejenigen aufnimmt, die den unverkennbaren Stempel des Genius an ihrer Stirn tragen.

O, es ist ein gewagter Schritt, ein junges gefühlvolles Wesen hinauszusenden in die trügliche, schmeichelnde Welt, welche ihre Günstlinge mit Lob und Ehren überhäuft, um sie dann, nachdem sie sie gekrönt, in den Staub zu ziehen und sie gleichgültig liegen zu lassen mit ihren verwelkten Kränzen als einzigen Lohn. Weit hinaus auf die stürmische See senden wir unsere reinen weißen Schmetterlinge, und wenn die Nacht kommt mit Wind und Regen, so sinken ihre weißen Flügel schwer und müde hinab und sie kommen um im Gewittersturm.

Dann trauern wir wohl, doch trösten uns zugleich mit dem Gedanken, daß sie dort draußen auf ihrem höhern Standpunkt, in ihrem weitern Gesichtskreis das Leben voller und reicher genossen, wenn auch der wüthende Seesturm sie verschlang.

Hinaus in die schmeichelnde, wandelbare Welt ward nun Angelica gesandt, nach Mailand, nach Neapel, dann nach Rom. Dort fand sie ein herzliches Willkommen bei dem englischen Gesandten und dessen Gemahlin, Lord und Lady Wentworth, machte mit diesen, ihren neuen Freunden mehre Reisen und begleitete Lady Wentworth nach London, wo sich ihr Leben rasch zu einem wahrhaften Künstlerleben gestaltete. Unter dem Schutz einer solchen Gönnerin konnte ihrem Genius Anerkennung nicht fehlen, ihr Ruf ward schnell und vollkommen begründet, sie zog die Aufmerksamkeit des Hofes auf sich und im Alter von 27 Jahren finden wir sie als Mitglied der königlichen Academie.

Das Kind der großen Natur, die einfache Schweizerin, behielt auch in dem bewegten Treiben der britischen Hauptstadt ihre ungezwungene, natürliche Anmuth. Schuldlos und aufrichtig, wie sie selbst war, vermochte sie nicht Andere zu argwöhnen, und als das Schicksal in der Person eines deutschen Grafen, Albert v. H...., zu ihr trat, eines Mannes, der ihr Atelier häufig besuchte und nicht nur ihren Gemälden, sondern auch ihr selbst Bewunderung zollte, da glaubte Angelica seinen Liebesversicherungen, vergalt seine Liebe mit Gegenliebe, heirathete ihn und legte ihre Zukunft in seine Hand.

Schon hatte die Künstlerin durch ihre Arbeiten Vermögen gesammelt. Sie besaß Geld und Juwelen genug, um vor Nahrungssorgen gesichert zu sein und, wenn es sein müßte, ihre Arbeiten ganz einstellen zu können.

In dem arglosen Vertrauen des liebenden Weibes legte sie ihre ganze Habe in die Hände des Gatten, und mußte nach wenigen Wochen die traurige Erfahrung machen, daß der, dem sie Alles gegeben, mit ihrem Besitzthum sie diebisch verlassen habe.

Die Ankunft des wirklichen Grafen, dessen Diener, ihr ehrloser Gatte, die Rolle seines Herrn in London so täuschend zu spielen gewußt, brachte den Betrug an den Tag, welcher dem armen Opfer fast das Leben kostete.

Ein tiefes Bedauern erfaßte nun die getäuschte Künstlerin, daß sie einst ihre Alpenheimath verlassen. Wie glücklich war sie gewesen, da sie noch, ein harmloses Schweizermädchen, unter ihres Vaters bescheidenem Dach wohnte. Mit welcher Sehnsucht blickte sie zurück auf die glückliche Zeit, da sie bei Sonnenuntergang dem Lied der Hirten auf den Bergen gelauscht, das die Stimme Echo's von Hügel zu Hügel trug, oder da sie mit ihrem lieben Vater einen Berggipfel erstieg, die Pracht des Sonnenuntergangs zu genießen. Vergebens war diese Reue, vergebens die Sehnsucht nach dem verlorenen Paradies der Kindheit. Doch in England, dem Schauplatz ihrer Demüthigung, konnte und mochte sie nicht bleiben.

So lenkte sie denn ihre Schritte nach Rom; sie war zwar gleichgültig jetzt gegen künstlerischen Ruhm, doch durfte sie ihre Arbeit nicht aufgeben, sowohl aus Rücksicht auf Broderwerb, als auch, um in ihrer Seele die quälendste Schärfe jener bittern Erfahrung wo möglich etwas zu mildern. Mit einem Gefühl der Erleichterung vernahm sie hier die Nachricht von dem Tode Desjenigen, der einen so dunkeln Schatten auf ihr Leben geworfen.

In Rom ward Angelica natürlich in den Kreis der Künstler gezogen. Die steife Etiquette der londoner Salons wich dem herzlichen und vertraulichen Umgangston, welcher dem italischen Gesellschaftsleben so hohen Reiz verleiht.

Nach und nach verminderte sich Angelica's Traurigkeit, ihr Auge strahlte wieder im Feuer der Freude und der Begeisterung, ihre Wange blühte wieder im Roth der Gesundheit. Unter den schönen Schöpfungen ihres Pinsels stand sie selbst, eine herrlichere Schöpfung des größern Meisters, als der größeste Schmuck ihres Ateliers. Sie hatte den leichten, anmuthigen Schritt der Alpenbewohnerin beibehalten und ihre Gestalt und ihre Züge waren so schön, als sie je gewesen, obgleich bereits 34 Jahre darüber hingezogen.

So dachte wenigstens Signor Zucchi, ein edler italischer Künstler, der nicht ungerührt zu bleiben vermochte bei den Vorzügen seiner schönen Nachbarin, Mademoiselle Kaufmann — denn den Namen ihres Vaters trug sie nach wie vor und konnte sich nie entschließen, den ihres betrügerischen Gatten anzunehmen.

Anfänglich schreckte Angelica zurück vor den Anträgen Zucchi's, doch die ausdauernde Liebe des edeln Künstlers, welchem sie die Ereignisse ihres Lebens mittheilte, gewannen endlich doch ihr Herz und sie ward sein Weib.

Jahre reinen, wechsellosen Glückes folgten nun; Zucchi war der liebendste Gatte, der beste, ehrenwertheste Mensch, und nie, seit der Zeit, da sie mit ihrer geliebten Mutter in Chur am weinumrankten Fenster saß, hatte Angelica eines so seligen Friedens genossen, als nun.

So lebten die Glücklichen, nach der Welt nicht fragend, doch geachtet und gepriesen von Denen, die ihren Werth zu schätzen vermochten, bis der Tod den Gatten von Angelica's

Seite riß und sie als kinderlose Wittwe fortan ihre Tage ihren zahlreichen Freunden und der Uebung ihrer Kunst widmete.

Im Jahre 1807, am 5. November, folgte Angelica ihrem Gatten, eine noch schöne Matrone, im noch ungeschwächten Besitz ihrer Fähigkeiten, nachdem sie über ihr bedeutendes Vermögen zum Vortheil gemeinnütziger Stiftungen und einzelner Personen verfügt.

Ein feierlicher Leichenzug, von dem großen Bildhauer Canova angeordnet, geleitete die berühmte Tochter der Schweiz zu Grabe, deren Büste 1808 im Pantheon zu Rom aufgestellt ward.

Angelica's Bild, von ihr selbst gemalt, befindet sich in mehren Gemäldegallerien. [4183]

Trostreich.

Im einsamen Zimmer der Greis
Spricht früh:
„Guten Morgen, Marie!" —
Hört sie's? Wer weiß!

Und geht er aus,
Vergißt er nie:
„Leb' wohl, Marie!" —
Blieb sie im Haus?

Und tritt er ein,
Vergißt er nie
Zu sprechen sein
„Mit Gott, Marie!"

Zur Abendruh'
Ruft er ihr zu:
„Schlaf wohl, Marie!"
„„Schlaf wohl!"" spricht sie — —

Spricht sie? — O nein. —
Er aber hört's,
Und Trost gewährt's
Dem Greis allein.

[4163] H. Neumann.

Ein kaiserliches Recept.

Joseph II., Kaiser von Oesterreich, pflegte wie der Kalif Harun-al-Raschid oft verkleidet in seiner Hauptstadt umherzuwandern. Auf diese Weise hörte er Klagen, welche sonst niemals sein Ohr erreicht haben würden, und ward in den Stand gesetzt, dem Bedürftigen zu helfen, den Betrübten zu trösten.

Einst ging der Kaiser, als Privatmann gekleidet, durch die Straßen Wiens, manche nützliche Lehre ziehend aus den Bemerkungen derer, welche er anredete.

Bei einer Kirche vorübergehend, ward der Kaiser von einer zudringlichen Bettlerschaar angesprochen. Er gab ihnen Geld und wollte weiter gehen, als seine Aufmerksamkeit durch einen ungefähr zwölfjährigen Knaben gefesselt wurde.

„Was kann ich für Dich thun, meiner kleiner Freund?" sprach der Kaiser in so freundlichem Tone, daß das Kind ermuthigt zu reden begann:

„Ach lieber Herr," sprach der Kleine mit zitternder Stimme, „Sie sind so gütig, Keinen zurückzuweisen, so darf ich hoffen, daß Sie auch mit mir Mitleid haben."

„Wie könnte ich Dich zurückweisen?" erwiederte der Kaiser. — „Doch wie kommst Du zum Betteln? Du scheinst zu etwas Besserm bestimmt. Deine Sprache, Dein ganzes Wesen zeigt, daß Du kein Kind der Straße bist. Warum weinst Du und warum wirst Du roth, wenn Du das Mitleid ansprichst?"

„Ihre Güte, Herr, giebt mir den Muth, offen zu sprechen," fuhr der Knabe fort. „Seit Monaten schon sind wir in der höchsten Noth. Mein Vater war ein braver Officier der kaiserlichen Armee, doch Krankheit zwang ihn, den Dienst zu verlassen, und er ernährte seine Familie mit der Pension, die er vom Kaiser erhielt. Anfang dieses Jahres aber ist er gestorben und ließ uns im Elend zurück."

„Armes Kind! Lebt Deine Mutter noch?"

„Ja, Herr; und ich habe auch noch zwei Brüder, die jetzt bei ihr sind. Seit vielen Wochen hat sie das Bett nicht verlassen können, und da muß wenigstens Einer von uns immer bei ihr bleiben, während die Anderen betteln gehen." Der arme Knabe brach bei diesem harten Geständniß in Thränen aus.

„Beruhige Dich, liebes Kind," sprach der Kaiser, „wir wollen sehen, wie Euch zu helfen ist. Ist kein Arzt hier in der Nähe?"

„Zwei, lieber Herr, kaum einen Steinwurf von der Kirche entfernt."

„Das ist schön. Hole einen oder den andern der Aerzte, daß er Deiner Mutter beistehe. Hier ist Geld, nicht allein um den Arzt zu bezahlen, sondern auch, um Euch auf einige Wochen mit dem Nöthigsten zu versorgen. Nimm es nur, Kind, und sei unbesorgt. Glaube mir, die treuen Dienste Deines Vaters sollen nicht unbelohnt bleiben."

Erstaunt sah das Kind den fremden Herrn an. „Ach, Herr," sprach es unter Thränen, „wie kann ich Ihnen danken? Sie haben das Leben meiner Mutter gerettet, Sie haben meine Brüder gerettet . . ."

„Schon gut, Kleiner, gehe nur schnell zum Doctor."

Der Knabe gehorchte dieser Mahnung mit fliegender Eile, und der Kaiser, welcher sich von ihm seine Wohnung hatte bezeichnen lassen, richtete seinen Weg nach jener Gegend, und befand sich bald in der Behausung der unglücklichen Wittwe.

Das Zimmer, in welchem er sie antraf, war der Schauplatz des tiefsten Elends; kaum ein Meuble war darin zu erblicken außer dem dürftigen Bett, worin die kranke Frau lag, denn sie hatte sich aller ihrer Besitzthümer entäußert, um ihren Kindern Brod zu schaffen. Sie war noch jung, doch der Mangel hatte sie bleich und hager gemacht, hatte ihren Wangen die Blüthe geraubt und ihren Augen den Glanz. Sie athmete schwer und schien bedroht von der schrecklichen Feindin des jungen Lebens — von der Abzehrung.

Erstaunt blickten die Kranke und ihre Kinder auf den Eintretenden. „Ich bin Arzt," sprach der Kaiser, „Ihre Nachbarn haben mir gesagt, daß Sie leidend seien, und ich komme, um Ihnen alle Hilfe, die in meiner Macht steht, zu leisten."

„Mein Herr," antwortete sie in einiger Verlegenheit, „ich besitze leider nicht die Mittel, Ihnen Ihre Hilfsleistungen zu vergüten."

„Machen Sie deshalb sich keine Sorge, Madame. Ich werde mich hinlänglich belohnt fühlen, wenn ich das Glück habe, Ihnen die Gesundheit zurückzugeben."

So sprechend näherte Joseph II. sich dem Lager, ließ von der Kranken sich über die Symptome ihres Uebels unterrichten, schrieb dann einige Zeilen auf ein Blatt Papier und legte dieses auf den Kamin.

„Ich lasse Ihnen dieses Recept hier, Madame, und hoffe, Sie bei meinem nächsten Besuch etwas gekräftigt zu finden."

Hierauf entfernte er sich. Bald nachher kam der älteste Knabe mit einem Arzt.

„Mama!" rief er, „denke nur, sieh nur, ein guter freundlicher Herr hat mir das Alles gegeben —" und schüttete den Inhalt der Börse auf der Mutter Bett. „Nun brauchst Du Dich nicht mehr zu grämen, Mutter, von dem Gelde kannst Du den Doctor bezahlen und Dir Alles kaufen, was Du brauchst, um wieder gesund und stark zu werden."

„Ein Arzt war schon hier, mein Kind, und hat das Recept dorthin auf den Kamin gelegt, nimm es herab."

Der Knabe holte das von Joseph geschriebene Blättchen, und übergab es dem Arzte, doch kaum hatte dieser einen Blick darauf geworfen, als er gerührt ausrief:

„Ja, Madame, das ist das schönste Recept, das jemals ein Doctor schrieb. Es ist die Zusicherung einer Pension, — einer Pension für Sie — vom Kaiser selbst geschrieben. Hören Sie, was er schreibt:

„Madame; ein glücklicher Zufall führte auf der Straße mir Ihren Sohn entgegen, und von ihm erfuhr ich, daß die Wittwe eines meiner bravsten Officiere hilflos der Krankheit, der Armuth und dem Mangel preisgegeben sei. Ich hatte davon keine Ahnung, und daher werden Sie mich nicht der Ungerechtigkeit zeihen. Es ist sehr schwer, Alles zu erfahren, was in meinem Reich vorgeht, doch jetzt, da ich um Ihre traurige Lage weiß, wäre ich sehr strafbar, wollte ich nicht Alles thun, derselben abzuhelfen. Ich werde Ihren Namen unverzüglich auf die Pensionsliste stellen mit der jährlichen Summe von 2000 Gulden, und wünsche von Herzen, daß Sie dieselbe noch recht lange genießen mögen.

Joseph II.

Die Mutter wandte ihr Auge zum Himmel, zu Ihm, welcher der Geber aller guten Gaben ist, der Beschützer der Wittwen, der Vater der Waisen, zu Gott.

Die Wittwe und ihre Kinder hatten fortan sich des besondern Schutzes des Kaisers zu erfreuen, und eine glänzende Laufbahn eröffnete sich den drei Knaben, welche die Tapferkeit des Vaters und die Frömmigkeit der Mutter erbten. [4184]

Die Bräutigamsprobe.

Der Graf Oldagner war, unter Philipp's V. Regierung, Vicekönig von Merico. Nachdem er länger als zwanzig Jahre in der neuen Welt gelebt, wollte er nach Spanien zurückkehren, doch da der Graf Oldagner nicht nur ein treuer Unterthan, sondern ein eben so geschickter als aufgeklärter Beamter war, so beeilte der Monarch sich keineswegs, ihm die Entlassung zu gewähren. Seinen zahlreichen Freunden am Hofe gelang es endlich, den Abschied für den Grafen auszuwirken, er kehrte mit einem großen Vermögen in sein Vaterland zurück, wählte sich ein herrliches Asyl im Königreiche Valencia, und widmete die Muße seines jetzigen Lebens der Erziehung seiner einzigen Tochter Eleonore.

Eleonore war 15 Jahre alt, als sie Spanien betrat. Der Adel und die Sanftmuth ihrer Blicke, der reizend melancholische Ausdruck ihrer Züge, ihre Nymphengestalt, zog die Aufmerksamkeit der spanischen Edeln an. „Wie schön ist sie!" rief man, die holde Erscheinung erblickend. „Wie reich ist sie!" sprach oder dachte man beim Anblick der seltenen Perlen, welche sich um ihren Busen schlangen, der Juwelen, welche ihre Locken, ihre Gewänder schmückten. Der Name Eleonorens, der einzigen Tochter des Vicekönigs von Merico, ging von Mund zu Mund und die Schaar ihrer Verehrer wuchs unaufhörlich.

Der Graf, durch den frühzeitigen Tod einer geliebten Gattin traurigen Erinnerungen preisgegeben, sah indessen mit Besorgniß auf die seiner Tochter dargebrachten Huldigungen. Er wollte nichts als ihr Glück, und sein Vaterherz zitterte beim Anblick der jugendlichen Bewerber, die schon frühe in der Schule des Hoflebens gelernt hatten, ihre Fehler und Laster zu verhüllen, mit den heiligsten Empfindungen zu spielen, und trüglich die reinsten, erhabensten Grundsätze zur Schau zu tragen.

Eines Tages rief der Graf Oldagner, von solchen Betrachtungen gepeinigt, seinen Intendanten, Miguel de la Sabrera. Dieser Miguel de la Sabrera war der Sohn eines Barbiers aus Madrid. Wie alle Castilianer gab er sich für einen Edelmann aus und vergaß niemals, dem Namen seines Vaters das Wörtchen Don vorzusetzen. Diese Lächerlichkeit abgerechnet, war Miguel ein Mann von Geist und Verstand, ehrlich und seinem Herrn treu ergeben. Diese in Spanien so seltenen Eigenschaften trugen viel dazu bei, daß er mehr wie ein Freund, denn als Diener des Hauses betrachtet ward.

„Miguel," sprach der Graf jetzt zu dem Verwalter, „ich bin mehr als je besorgt um die Zukunft meiner Tochter. Drei Partien und drei magnifique Partien bieten sich für sie, doch, so viel Gutes mir auch von den Herren gesagt wird, muß ich gestehen, daß mich die Wahl einigermaßen in Verlegenheit setzt. Der erste ist Don Alvar de Cacerès, Neffe des Herzogs von Medina, der zweite der Marquis von Santa-Cruz, Sohn des Premierministers, und der dritte ein Chevalier d'Alcantara. Sein Vater, Don Manuel des Ortilz, ist zum Admiral ernannt worden, und ihm steht das Gouvernement von Mahon in Aussicht. Rathe mir. Meine Wünsche kennst Du, Du weißt, daß alle sich in dem Glück meiner geliebten Tochter vereinigen, also sinne ein Mittel aus, wie ich den Charakter der jungen Männer kennen lernen kann, denn meinen Engel, meine reine tugendhafte Eleonore, mit einem Unwürdigen vereinigt zu sehen, wäre ein furchtbarer Schlag für mich."

Miguel dachte einen Augenblick nach und sprach dann:

„Ich sehe nur ein Mittel, gnädiger Herr, die Handlungsweise des Don Alvar, des Marquis von Santa-Cruz und des Chevalier d'Alcantara kennen zu lernen. Es ist bizarr, vielleicht lächerlich, doch ich halte es für ganz zweckentsprechend. Sie kennen die Eigenthümlichkeit der Affen, Alles, was sie sehen, nachzuahmen. Sie selbst besitzen einen Affen, der es an Schlauheit mit einem Doctor von Salamanca aufnehmen kann. Richten Sie es so ein, daß der Affe bei jedem der Bewerber zehn Tage verweile; die Herren finden alle so großes Gefallen an dem Thiere, daß sie ein solches Anerbieten als eine Höflichkeit dankbar annehmen und schwerlich errathen werden, was dieser Gefälligkeit zu Grunde liegt. Auf diese Weise erfahren Sie ohne Zweifel am Genauesten, welchen Fehlern oder Untugenden die jungen Herren im Stillen ergeben sind.

Der Graf konnte sich nicht enthalten, über dieses neue Mittel zur Menschenkenntniß zu lachen, doch beauftragte er Miguel, den Plan möglichst schnell ins Werk zu setzen, und ging zu seiner lieben Eleonore, welcher er diesmal mit weniger kummervoller Miene entgegentrat.

Der Intendant Don Miguel verlor indessen keine Zeit, Gaspardo, so hieß der Affe, zu einem Besuch am Hofe des Herzogs von Medina würdig auszustatten, denn bei diesem Herrn sollte die Prüfung beginnen. Don Miguel ließ den Affen von Kopf bis zu Fuß in rothen Sammet kleiden, setzte ihm einen schönen wallonischen Hut auf und brachte ihn in der Staatscarosse in den Palast des Herzogs von Medina, dessen Neffe, Eleonorens Verehrer, bereits von dem Eintreffen des Gastes unterichtet war.

So großes Vertrauen Graf Oldagner auch zu der Klugheit seines Verwalters hegte, so konnte er doch nicht umhin, den Besuch des Affen etwas bedenklich und abenteuerlich zu finden.

„Wohl wahr," sprach er zu Miguel, „Don Alvar und mehre der jungen Herren finden den Gaspardo ergötzlich und werden es vielleicht als eine Höflichkeit ansehen, wenn ich ihnen den Affen ins Haus schicke, aber wer giebt uns die Versicherung, daß Don Alvar sich zehn Tage lang stündlich mit einem solchen Gast quälen werde."

„Ei, gnädiger Herr, Sie kennen die Ehrgeizigen und die Verliebten schlecht," entgegnete Miguel. „Ich glaube, Sie hätten dem Neffen des Herzogs von Medina Ihren schlechtesten Maulesel schicken können, er hätte ihn für salonfähig erklärt, wie viel mehr unsern klugen, manierlichen Gaspardo, der sich so anständig zu benehmen weiß, daß er seinen Gastfreunden wahrhaftig keine Schande machen wird."

Don Miguel hatte sich in seinen Voraussetzungen nicht betrogen. Don Alvar, der Neffe des Herzogs von Medina, hatte den Affen nicht von sich gelassen, und als nach zehn Tagen der Intendant mit mehren Lakaien kam, ihn zu holen, kostete es Mühe, das Thier von seinem neuen Freunde zu trennen, welcher mit gut gespielter Rührung den Liebling des Grafen Oldagner entließ.

So eben hatten die Gäste sich von einem reichen Mahl erhoben, als Gaspardo im Schloß seines Herrn anlangte.

Kaum der Haft des Wagens entronnen und im Salon zugelassen, stürzte er an die Tafel, umgab sich mit allen noch vorhandenen Flaschen und Bechern und schwelgte von den vorgefundenen Resten bis zum hellen Tage, wo dann die Geister des Weins sich dergestalt seines armen Kopfes bemächtigten, daß er im rothen Sammetrock und wallonischen Hut auf dem ersten besten Canapee des Salons seinen Rausch ausschlief.

Der Graf, von Miguel herbeigerufen, war Zeuge gewesen von der Orgie des Affen.

„Sie sehen," sprach der Intendant, „daß Ihre reizende Tochter nicht einem Verschwender zur Beute fallen darf, der, wie dieser Don Alvar, die Nächte bei der Flasche zubringt. Denken Sie nicht mehr an den Neffen des Herzogs von Medina. Morgen schicken wir Gaspardo zum Herzog von Santa-Cruz, er ist schon neidisch auf die Don Alvar gewordene Begünstigung — vielleicht fällt dort die Prüfung besser aus."

Nächsten Tages wurde der Affe mit demselben Ceremoniel dem Sohne des Premierministers zugeführt. Er ward mit aller Auszeichnung empfangen, die seiner Affennatur zusagte, und attachirte sich eben so gut an seinen neuen interimistischen Herrn. Nach Verlauf von zehn Tagen, in welchen er den jungen Marquis von Santa-Cruz nicht verlassen, ward er zurückgeholt ins Hotel des Grafen. Seine erste Sorge war hier, in den Salon zu eilen, wo die Spieltische arrangirt waren, sich auf einen Fauteuil niederzulassen, die Karten zu mischen, zu vertheilen und abzuheben. Seine Augen traten aus ihren Höhlen und unaufhörlich fuhr er mit der Hand in die Tasche, als wolle er Geld herausnehmen, seine Verluste zu decken.

„Gnädiger Herr," sprach der Intendant zum Grafen, „der junge Marquis von Santa-Cruz ist auch nicht unser Mann. Er ist ein Spieler. Jetzt prüfen wir den Chevalier d'Alcantara."

Am andern Morgen reiste Gaspardo zu Don Manuel des Ortilz und brachte auch bei diesem zehn Tage zu. Als er von dort zurückkehrte, hatte er nichts Eifrigeres zu thun, als sich vor allen Damen auf die Knie zu werfen, ihre Hände zu küssen und durch Geberden und Geschrei eine Leidenschaft auszudrücken, welche seine Angebeteten wahrscheinlich nicht theilten.

„O!" rief Miguel, „den dritten Freier können wir noch weniger brauchen, als die zwei anderen. Herr Graf, Sie sehen, Ihre Tochter ist den Schlingen eines Verschwenders, eines Spielers und eines Wüstlings glücklich entgangen. Sie sind frei von Vorurtheilen, haben einzig das Glück Ihrer Tochter im Auge und sehen bei dem Gatten der schönen Eleonore mehr auf Herz und Gesinnung, als auf Stand und Reichthum. — Suchen Sie auf dem Felde der Wissenschaften oder der Künste sich einen würdigen Schwiegersohn, heften Sie einem verborgenen Verdienst goldene Flügel an, einem Verdienst, das nichts als ein wenig Wohlstand und Glück bedarf, um in sich den Genius zu entwickeln. Herr Graf, ich habe den jungen Künstler, der die Reize ihrer schönen Tochter mit so großer Wahrheit wiedergegeben, erbleichen sehen, da er dieses Schloß verlassen mußte. Der junge Mann ist der Sohn eines braven Seemanns, Ferdinand Barthalez; sein Vater diente mit Auszeichnung auf einem Kriegsschiff gegen

die Portugiesen. Der Sohn hat großes Talent, einen edeln Charakter, aber er ist arm und bescheiden. Geben Sie ihm die Mittel, sein Talent geltend zu machen, geben Sie ihm Ihre Tochter, ich weiß, er ist ihr nicht gleichgiltig. Aber trotz des guten Rufes, in dem der Künstler steht, schicken Sie ihm Gaspardo hin — das ist der beste Prüfstein."

Der Graf folgte abermals dem Rathe seines Intendanten, der Affe ward unter dem Vorwand, ihn malen zu lassen, dem Künstler auf eine Woche hingeschickt, und als er zurückkehrte — welche Veränderung! Alle seine übeln Gewohnheiten waren verschwunden; er ahmte unaufhörlich die Geberde eines Malenden und Sinnenden nach und unterbrach sich in diesem Manöver höchstens, um ein Miniaturbild mit Küssen zu bedecken.

Der Graf Oldagner, überrascht von den neuen Entdeckungen, und die stille Liebe seiner Tochter für den Künstler erkennend, vereinigte das schöne würdige Paar. Miguel, der kluge Intendant, ward reich belohnt, und Gaspardo gepflegt bis zum hohen Alter im Hause der Glücklichen, zu deren Vereinigung er, ohne es zu wissen, so viel beigetragen.

Wie viel mehr glückliche Ehen gäbe es auf der Welt, wenn so glückliche Ideen, wie die dieser „Bräutigamsprobe", nicht so selten wären! [4202]

Auflösung der Charade Seite 164.

Lie	be
Ha	der

Auflösung der Rösselsprung-Aufgabe Seite 164.

Ich liebe Dich.

Das Abendglöcklein hört ich klingen,
Bald klang es leis, bald klang es laut.
Galt's eines Herzens letztem Ringen?
Galt's einer myrtenschmucken Braut?
Im Klange sprach ein leises Mahnen:
So tönet voll beglückter Pein,
So muß das schwärmerische Ahnen
Der Liebe sein!

Es summte auf dem Blumengrunde,
Es trank aus einem Honigkrug
Das Bienchen mit dem süßen Munde,
Das heimlich doch den Stachel trug.
Im Summen sprach ein leises Mahnen:
So sticht voll Lust, so sticht voll Pein,
So muß das schwärmerische Ahnen
Der Liebe sein.

Die Nachtigall vernahm ich schlagen,
So freudiglich, so wehmuthsvoll,
Als ob ihr bei des Liedes Klagen
Die Thräne aus dem Auge quoll!
Im Liede sprach ein leises Mahnen:
So tönt in Lust, so tönt in Pein,
So muß das schwärmerische Ahnen
Der Liebe sein!

Ach, und des Abendglöckleins Klagen,
Dies Bienensummen fern und nah,
Und dieses Nachtigallenschlagen
Vernahm ich, als ich Dich ersah.
Erst rauschten wirr die Klänge alle,
Bald wehmuthsvoll, bald freudiglich,
Und starben dann in einem Halle:
Ich liebe Dich!

K. Beck.

Auflösung des Rebus Seite 164.

Einer Gefahr entgeht man leichter als zweien.

Rösselsprung-Aufgabe.

Raum	Das	Mei-	An	un-	le	sy-	Die
ster-	ih-	in	Zeit: —	ste-	schön-	der	Per-
ist	und	tur —	Das	der	ter	me	Welt-
rem	werk	das	Wallen,	der	nen	ste	Wun-
Herz	ste	Ster-	Na-	allen,	ste	sei-	meß'-
nen-	me	nem	in	Das	Schnur,	ken-	höch-
De-	in	reich-	de-	heit.	ner	uner-	in
Der	dia-	mant	sei-	Im	Herz	Das	Trun-

Zweisilbige Charade.

Die erste Silbe ist der Nähe Zeichen,
Das erst dadurch, was es zusammenstellt,
Bedeutung und den rechten Werth erhält.
Die zweite, vielumfassend ohne Gleichen,
Nennt Dir des Menschen Thun — mit einem Wort —
Oft von der Wiege bis zum Grabesport.

Sie nennt das harmlos heitere Bemühen,
Womit das Kind die goldnen Tage kürzt,
Nennt Dir das Laster, das in Trümmer stürzt,
Was Fleiß und Liebe bauen und erziehen,
Und nennt die Sprache Dir, bald kühn, bald schlicht,
In der die Kunst zum Menschenherzen spricht.

Des Ganzen Macht stellt in des Lebens Grenzen
Sich keine an Gewalt und Dauer gleich,
Sie führt hinunter in der Sünde Reich,
Und aufwärts zu der Tugend ew'gen Kränzen.
Doch bist Du geistig stets auf Deiner Hut,
Wirkt in Dir auch das böse Ganze — gut!

Marie Harrer.

[4201]

Correspondenz.

Fr. **L. v. Hbg.** in **Hg.** Wir wollen Ihnen die Erfüllung Ihrer Bitte nicht abschlagen, doch hiermit zugleich Sie und alle unsere Abonnentinnen darauf aufmerksam machen, daß unsererseits die Erfüllung der vielen an uns gerichteten Gesuche nicht so rasch folgen kann, als es gewünscht wird und Manchem vielleicht möglich erscheint. Daß es unmöglich ist, wird den Leserinnen einleuchten, wenn sie erfahren, daß jede Nummer mehre Wochen vor ihrem Erscheinen vorbereitet werden muß.

Für kleine Kinder ist es am besten, wenn an dem Leibchen, welches sie tragen, vorn an jeder Seite ein Knopf befestigt wird, an den die Röckchen vermittelst der im Gurt angebrachten Knopflöcher festgeknöpft werden. Sind die Röckchen des Kindes dazu eingerichtet, so können in dieser Weise, wenn die Jahreszeit es erfordert, zwei und mehre Röckchen an die beiden Knöpfe des Leibchens befestigt werden. Im Sommer, wo die Kleinen ohne Leibchen gehen, werden die Röcke am besten durch schmale Tragbänder gehalten. Wenn Sie unter den in Nr. 23 des Bazar (1858) zum „Fleckenausmachen" angegebenen Mitteln keines finden, das Ihren Schirm wieder fleckenlos macht, so sind wir außer Stande, Ihnen in dieser Beziehung zu dienen.

Hrn. **v. W.** in **A.** Trotz freundlicher Fürsprache ist es uns nicht möglich gewesen, Ihrem vor einiger Zeit eingesandten Gedicht Aufnahme zu gewähren. Das zuletzt empfangene gehört nicht zu der Gattung der Poesie, welcher die Spalten des Bazars sich öffnen.

Hrn. **S. M.** in **O.** Echte Stahlstricknadeln von der angegebenen und jeder andern gebräuchlichen Länge erhalten Sie in Berlin bei Raréné und Söhne, Wallstraße 92 und 93.

Frl. **A. B.** in **T.** Die broderiè à la minute will jedenfalls geübt sein, um ihren auf eine sehr schnelle Ausführung hinzielenden Namen zu rechtfertigen. Wir werden jedoch nächstens eine noch neuere Art broderiè à la minute in Abbildung mittheilen, welche als Stickerei allerdings weniger gediegen, doch, so zu sagen „kinderleicht" und mit wirklich außerordentlicher Schnelligkeit aufzuführen ist.

Hrn. **J. L.** in **C.** Fr. **B. K.** in **D.** Fr. **C. O. S.** in **A.** Namen und Chiffren werden sobald als möglich erscheinen.

Frl. **P. E.** in **L.** bei **L.** Der Schnitt des Nachtcamisols wird in den „Modellen" erscheinen, jedoch nicht in der nächsten Nummer, sondern erst später, wenn die Toiletten-Gegenstände für die Sommersaison ihren Platz gefunden haben.

Fr. **F. S.** in **N.** Seite 91 des Bazar (1859) enthält ein sehr schönes zum Sessel geeignetes Rosenbouquet. Glockenzüge werden gegenwärtig mehr in Perlen gearbeitet, wie die im Bazar veröffentlichten modernen Dessins zu derartigen Arbeiten zeigen. Unsere nächste Arbeitsnummer wird ein elegantes Muster dieses Genre mittheilen.

Was die Kleider für größere Knaben betrifft, so rathen wir Ihnen, sich deshalb an eine Herren-Modenzeitung zu wenden.

Frl. **B. v. W.** in **R.** Taschentuchbordüren liefert fast jede Arbeitsnummer des Bazar. Freiherrn-Kronen finden Sie auf Seite 63 des Bazar und auf dem Supplement der ersten Arbeitsnummer Jahrgang 1859.

Name und Chiffren werden sobald als möglich erscheinen.

Hrn. **F. A. Sch.** in **Sch.** Zur Aufnahme des von Ihnen eingesandten Liedes dürfte es bereits etwas zu spät sein. Das andere Musikstück wird erscheinen, sobald der Raum es gestattet.

Hrn. **Alf. St.** in **St.** Wenden Sie sich an H. Windler, chirurgischen Instrumentenmacher in Berlin, Mittelstraße 64.

— i — in **B.** Ehe wir darüber entscheiden, müssen wir Einiges der erwähnten Arbeiten zur Durchsicht erhalten.

Fr. **P. W. Ptz.** In Bezug auf die Leibwäsche der Kinder werden wir in der, derselben nächstens zu widmenden Nummer natürlich uns so weit als möglich erstrecken, doch müssen wir dabei einen Mittelweg einschlagen, da es unmöglich ist, alle Nüancen des Wachsthums zu berücksichtigen.

Kragen werden sowohl vermittelst eines Bündchens, als auch ohne diese an die Chemisets genäht. Die Mode schließt keine der genannten Arten aus. Dem Beuteln der Chemisets an den Herrenhemden ist nur dadurch vorzubeugen, daß die Hemden genau nach der Figur und Haltung Dessen, die sie trägt, zugeschnitten werden. Die Erfüllung ihres letztgenannten Wunsches ist aus mehren Gründen nicht möglich.

Die Beantwortung der später eingelaufenen Briefe folgt aus Mangel an Raum in der nächsten Nummer.

Zur gefälligen Beachtung.

Wir haben Veranlassung hier zu bemerken, dass der Bazar wie bisher auch ferner „regelmässig" erscheinen wird. Sollte in der Ablieferung der nächstfolgenden Nummern also eine Stockung eintreten, so bitten wir unsere Abonnentinnen, sich lediglich an die Buchhandlung zu halten, bei der auf unsere Zeitung pränumerirt worden ist.

Berlin. **Die Administration des Bazar.**

Die Moden unserer Herren von Sonst und Jetzt.

Der **Jabot** (Anno 1790).

Der **Shawl** (1859).

Verlag von L. Schaefer in Berlin. Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagsbuchhandlung. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.